

Gabriele Taugner · Schaut euch noch mal um

Leseprobe
(c) Rombach Verlag



ROMBACH BIOGRAFIEN

Herausgegeben von Sabine Frigge

Band 16

Leseprobe
(c) Rombach Verlag

Gabriele Taugner

Schaut euch noch mal um

Leseprobe
(c) Rombach Verlag

Die Lebenserinnerungen von Gabriele Taugner werden herausgegeben von:

Sabine Frigge
Paradiesgasse 4
79356 Eichstetten
Telefon +49 (0) 7663 / 605 977
sabine.frigge@gmx.de
www.rombach-biografien.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017. Rombach Verlag KG, Freiburg i.Br./Berlin/Wien
1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten
Umschlag: Bärbel Engler, Rombach Verlag KG, Freiburg i.Br./Berlin/Wien
Layout/Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Herstellung: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG,
Freiburg im Breisgau
Printed in Germany

ISBN 978-3-7930-5141-1

Für meine Mutter Brigitte Mahn

Leseprobe
(c) Rombach Verlag

Leseprobe
(c) Rombach Verlag

Inhalt

Vorwort	9
Senftenberg	13
Auf der Flucht	51
Traunstein	63
Bamberg und Bayreuth	81
Ruppertsgrün	93
Weihnachten 1945	121
Schwäbisch Hall	129
Verschiebebahnhof Würzburg	159
Döbeln	163
Dresden	205
Zum Schluss	227
Danksagung	233

Leseprobe
(c) Rombach Verlag

Vorwort

Das Jahr 2015 war recht schwer für mich: Ich ging wegen Müdigkeit und Schlappeheit zum Arzt und kam mit einer Diagnose heim, die mir nicht mehr viel Zeit zu leben lassen würde. Das geht vielen so – sicher – doch es traf mich aus dem Hinterhalt überraschend und ohne Wenn und Aber. Wie aber von jetzt ab weiterleben, wie »den Kopf oben« behalten? Suchst du nach medizinischen Auswegen gerätst du schnell in ein quälendes Gespinnst aus Hoffnung und Verzweiflung, das dir den verbleibenden Rest deines Lebens noch verdirbt, verdunkelt in einem aussichtslosen Kampf.

Dann kam mir die Idee, die Geschehnisse des Kriegsendes, eine Zeit, die ich unmittelbar erlebt hatte, aus meinem Blickwinkel zu schildern. Und in der Tat, ich konnte mich ganz lebendig erinnern, zuerst nur an dies oder jenes, aber mit der Zeit fügte sich ein bewegter zusammenhängender Film aus diesen Bildern zusammen und gab mir auch den Blick dafür frei, in was für einer aufregenden außergewöhnlichen Zeit wir aufgewachsen waren und unsere Kindheit durchlebt hatten. Und ich fühlte: Je bewegter und lebendiger die Bilder wurden, umso besser ging es mir.

Zuerst skizzierte ich die einzelnen Ereignisse nur, um sie in dieser ungeheuren Bilderfülle nicht wieder zu vergessen, dann aber hatte ich das Bedürfnis, es doch genauer niederzuschreiben. Immerhin war das alles in meinem Gedächtnis seit siebzig Jahren abgelegt – und es sollte nicht so fantasieflüchtig sein. Mit dem Schreiben wurde es schon etwas gewisser – wie das Fixieren einer fotografischen Platte.

Geschrieben hatte ich mein ganzes Leben, vieles, aber ganz anderes, Wissenschaft. Diese Sprache musste nüchtern, verständlich und eindeutig sein, eignete sich aber überhaupt nicht dazu, meine bunten Erlebnisse aus dem Gedächtnis herunterzuladen und in erlebte Bilder zu übersetzen. Ich gab mir Mühe, aber die Sprache widersetzte sich, stelte gelehrt daher und hatte kein bisschen etwas von der Ursprünglichkeit und Farbenfroheit meiner Gedächtnisprotokolle.

Dann aber habe ich meine Bilder einfach so beschrieben, wie sie mir in den Sinn traten und ab diesem Moment ging es auf einmal. Freunde, die es probenhalber lasen, fanden es »nicht einmal so schlecht«.

Damit hatte sich für mich schon ein ganz wichtiger Zweck erfüllt, nämlich »den Kopf oben zu behalten«. Das ist genau wie die berühmte Geschichte vom Freiherrn von Münchhausen, der mit seinem Pferd in einen Sumpf hineingeritten war und sich zusammen mit dem Pferd an den eigenen Haaren aus dem Morast zog.

Zunächst war das ja nur für mich gedacht, als Eintauchen in eine ferne Zeit, die lange vorüber war und die so völlig andere Bilder lieferte als das Heute. Mir scheint, sie ist des Aufbewahrens wert, die Geschichte einer Familie, die wie Blätter im Wind kreuz und quer in Deutschland umher gewirbelt wurde, und die versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Viele der aufgezeichneten Episoden scheinen heute absurd zu sein, manches sogar aberwitzig, und dennoch war es damals »ganz alltäglich«, eben typisch für jene Zeit. Mit meiner Generation stirbt das Gedächtnis an diese Einzelheiten, die ich aber wert finde, an die Enkel weiterzugeben.

*Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh.
Am Baum hinauf und immer höher
Kommt er dem armen Vogel näher.
Der Vogel denkt: Wie das so ist
Und weil mich doch der Kater frisst,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren
Und lustig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor.*

Wilhelm Busch

Leseprobe
(c) Rombach Verlag

Leseprobe
(c) Rombach Verlag

Senftenberg

Unser Haus in Senftenberg in der Calauer Straße hatte unsere Mutter weitgehend vom Krieg frei gehalten. Wie an einem Brückenpfeiler im Fluss teilten sich die Wellen des Krieges und rollten an beiden Seiten dieses Hauses vorbei. Zwar gab es gegenüber in der katholischen Schule ein Lazarett mit Verwundeten und jeder hatte Lebensmittelkarten, die, wenn der »Richterjüngling« seine Ware per Fahrrad anlieferte, abgeschnitten wurden – und jeden Mittag kamen die Großeltern zu Tisch, und wenn an dem »brüllenden Hirsch«, der an der Lampe über dem Tisch hing, geklingelt wurde, wurde serviert. Alles ging seinen Gang. Abends las die Mutter vor, wunderschöne und aufregende Bücher, oder wir saßen auf der Veranda und »puhlten« Obst zum Einkochen.

Von etwa Ende 1940 bis Anfang 1943 war mein Vater, der Internist mit Spezialisierung im Bereich der Röntgenologie war, zu Hause und arbeitete ganz normal im Krankenhaus, betreute aber auch das Lazarett gegenüber in der Schule. Die Oberschwester hieß Schwester Hedwig – sie liebte meinen vierjährigen Bruder Michel und er sie. Er trieb sich viel im Lazarett herum und ließ sich mit Vorliebe die Wunden zeigen. Das war nicht so ganz im Sinne des Vaters, der ein Lazarettverbot erließ. Aber für Michel waren die Anreize des Lazaretts zu groß und so war er trotz Verbots ziemlich häufig drüben. Einmal wurde er durch die Visite überrascht: Vorn kam der Vater rein und es gab keine Möglichkeit, unbemerkt zu ent-schlüpfen. So versteckten die Soldaten Michel unter dem Tisch, über den sie eine Decke hängten. Die Visite in dem großen Raum mit etwa zehn Betten nahm ihren Lauf und

die ganze Zeit hatte der Vater, wie er später erzählte, das unbestimmte Gefühl, als ginge etwas vor. Als er sich würdig, wie bei einer Visite üblich, zur Tür wandte, kam ein glucksendes Lachen aus der Ecke. Im Umdrehen sah er gerade noch, wie der Kopf seines Sohnes schnell wieder unter dem Tisch verschwand. Aber gesehen war gesehen – Michel wurde herangerufen. Michel kam ebenso würdevoll auf seinen Vater zu und begrüßte ihn mit: »Tach, Herr Kollege.« Die würdige Oberschwester musste sich ganz schnell wegrehen, um ihr Lachen zu verbergen, und auch der Vater konnte nur mit Mühe seine Verblüffung meistern – und zog sich schnell zurück, bevor auch ihn das Lachen schüttelte. Der Michel war eindeutig der Sieger in dieser Partie.

Um die gleiche Zeit gab es noch eine weitere Michel-Geschichte: Den ganzen Vormittag waren Panzer durch die Calauer Straße gerollt. Das war eigentlich nichts Besonderes. Senftenberg hatte einen riesengroßen Güterbahnhof. Gegen Mittag stellte sich heraus, dass der Michel fehlt! Wir Kinder hatten im Garten gespielt und überhaupt nicht bemerkt, dass er irgendwann weg war. Die Mutter und das Kindermädchen setzten sich aufs Rad und fuhren die Straßen ab, wussten aber nicht, wo sie nach dem Knirps suchen sollten. Sie riefen wohl auch nach ihm und fragten Passanten, ob ihnen das Kind nicht irgendwo aufgefallen sei. Wie es so ist: Niemand hatte Michel gesehen, bis eine Frau, die ebenfalls mit dem Fahrrad unterwegs war, meinte: »Dort hinten am Güterbahnhof werden die Panzer verladen. Da steht ein Soldat mit einem heulenden Jungen auf dem Arm, das könnte er doch wohl sein.« Tatsächlich, die Vermutung stimmte. Der Soldat war mindestens ebenso unglücklich wie Michel, der nur wusste, wie er hieß. Er hatte sich auf die Aufforderung: »Willst du mal mitfahren auf dem Panzer?« ganz selbstverständlich und

stolz hochheben lassen und war zwischen den Soldaten auf den Bahnhof zugerattert. Dort wurde der Panzer verladen und der Soldat stand mit dem Michel auf dem Arm am Bahnhof. Michel »heulte Blasen« und wollte nach Hause. Der Mutter fiel ein Stein vom Herzen, dem Soldaten wohl auch und Michel war wieder zu Hause.

Aber abgesehen von solchen Begebenheiten, die nur durch den Krieg bewirkt werden konnten, lief alles in gewohnten und ein bisschen langweiligen, sich ständig wiederholenden Bahnen. In den Sommerferien nach Oels in der Nähe von Breslau zur Großmutter oder nach Rupertsgrün zu Tante Karin, der Schwester meiner Mutter. Im Winter Schlittschuhlaufen auf dem Krankenhaus-
teich, nachts manchmal Fliegeralarm. Den erinnere ich als ausgesprochen »anheimelnd«, so seltsam sich das heute anhören mag. Wir schlüpfen in Trainingsanzüge und versammelten uns im Wohnzimmer, häufig kamen auch noch Fräulein Soeding und Fräulein Purschke mit einem Bier dazu. Im Hintergrund lief leise das Radio auf einer Luftwaffenfrequenz. Diese hatte meine Mutter von Hauptmann Kampfhenkel erfahren, der bei uns einquartiert worden war. Er bezog unser großes Gästezimmer unterm Dach und war ein sehr liebenswürdiger Mitbewohner. Er arbeitete bei der Luftüberwachung in Senftenberg und bei seinem Weggang überließ er meiner Mutter die Radiofrequenz, mit der sie bei Alarm immer auf dem Laufenden war. Im Radio wurden dann die Planquadrate des deutschen Luftraums gemurmelt, durch die die englischen Bomber flogen. Beim Verlesen hörte die Mutter immer mit halbem Ohr zu, wo sich die Flieger befanden. Selten dröhnte es mal vom rund zehn Kilometer entfernten Ort Ruhland her, wo sich ein Braunkohle-Benzinwerk befand, das regelmäßig durch wenige Bomben außer Betrieb gesetzt wurde. Aber was Bomben wirklich sind – was

beispielsweise in Hamburg oder Berlin geschah – was »ausgebombt« bedeutet, davon hatten wir in unserem Kleinstädtchen überhaupt keine Ahnung. Im Gegenteil: Oben summten die Flieger, die Mutter wusste, wir waren nicht gemeint, es gab mitten in der Nacht duftenden Lindenblütentee mit Honig und am nächsten Morgen fiel die erste Schulstunde aus. Unser Vater war inzwischen wieder eingezogen – aber auch das war normal, denn so gut wie alle Väter waren weg.

Wir hatten seit Anfang des Krieges keine Haustiere mehr. Aber alle Kinder verlangen – ausnahmslos – nach Tieren als Gegenüber. Ein Hund kam nicht in Frage, denn er hatte keine Fleischmarken zu beanspruchen. Da kam eines Tages eine Klassenkameradin auf mich zu (nennen wir sie Irmtraud) und sagte vertraulich: »Ich habe kleine Kaninchen, willst du die mal sehen?« Klar wollte ich. Irmtraud war das Schlusslicht in der Klasse schlechthin. Sie hatte niemanden, mit dem sie in der Pause ging und saß alleine. Ihre Leistungen waren in allen Fächern einfach schlecht und niemand wollte etwas mit ihr zu tun haben. Das kam daher, dass sie roch, nein, sie stank aus allen Poren nach Knoblauch. Ihr Vater, mit dem sie in einer Laubenkolonie wohnte, zwang sie, jeden Morgen auf nüchternen Magen jede Menge rohen Knoblauch zu essen. Sie suchte also mittels ihrer Kaninchen dringend Kontakt. Mein Besuch bei ihr hatte auch etwas Herablassendes – aber die kleinen Kaninchen reizten mich doch zu sehr. So fuhr ich mit dem Fahrrad dorthin. Die Familie wohnte in einem winzigen Häuschen mit nur einem Zimmer und einer Küche, das in einem winzigen Garten mit Gemüse und Blumen stand. Die Kaninchen waren entzückend – ungefähr mausgroß, aber schon sehr geschwind. Die durchsichtigen Öhrchen und die Barthaare waren in ständiger Aufregung, sechs oder sieben Stück dieser süßen Dinger-

chen waren da. Dann, als ich gerade wieder gehen wollte, fragte mich Irmtraud, ob ich eines davon geschenkt haben wollte. Sie könnte mir eines geben in sechs Wochen (so lange mussten sie noch bei der Mutter bleiben) – unter der Bedingung, dass ich für diese sechs Wochen neben ihr sitze. Das war nun immerhin ein Preis! Ich erzählte – gleich im Bettelton – der Mutter von den süßen Kaninchen und sah, dass sie meine Begeisterung keineswegs teilte. Erst als ich mit der Bedingung rausrückte, sagte sie ja, nahm mir aber das Versprechen ab, dass ich das ganze Schuljahr und nicht nur für sechs Wochen neben Irmtraud sitzen müsste. Dann kamen natürlich auch die Brüder, und im Nu hatten wir drei Kaninchen. Die wurden groß und sie wurden sehr geliebt.

Eines Tages kamen wir aus der Schule und Frau Budich begrüßte uns an der Tür mit der Bemerkung: »Eure Karnickel müssen geschlachtet werden. Die Kreisleitung hat angeordnet, dass jegliche Kaninchenhaltung, die weniger als seit zwei Jahren besteht, nicht mehr gestattet ist.« Etwas sehr Triumphierendes lag in der Überbringung dieser Botschaft. Die Mutter hatte auch schon von dem Erlass gehört. Angesichts des Jammergeheuls, das wir um unsere Kaninchen anstimmten, griff sie sehr entschlossen zum Telefon und verlangte in strengem Ton den Kreisleiter. Von dem wollte sie wissen, was es auf sich habe mit dem Karnickelschlachten. Er bestätigte den Erlass mit der Begründung, dass sich Volksgenossen beschwert hätten, weil die Kaninchenbesitzer im Vorteil seien, denn sie hätten mehr Fleisch als die Nichtbesitzer. Dann sagte sie ihm, dass diese Karnickel nicht geschlachtet würden, weil sie ihren Kindern gehörten. »Ihr habt mit eurem verdammten Krieg die Kindheit meiner Kinder zerstört (konnten sie nicht, denn da war sie davor – aber immerhin war es ein Argument) und jetzt wollt ihr ihnen auch noch die Kaninchen wegnehmen. Das

ist schändlich – die Kaninchen bleiben leben!« Bums! Hörer aufgelegt. Die Kaninchen blieben.

Irmtraud, neben der ich »vertragsgemäß« in der Bank saß, wurde am Ende des Schuljahres nicht versetzt und ich kann nicht sagen, dass ich das besonders bedauert habe. So ist das in einer Klasse: Wenn man sich mit Schlusslichtern (heute würde man sagen Loosern) abgibt, ist man auch abgestempelt und gehört in diese Kategorie. Ich musste also allerhand bezahlen für mein Kaninchen – aber nun war Irmtraud weg und ich frei für neue Verbindungen.

Ich konnte mein Negativimage etwas aufbessern, denn jeden Morgen gingen die Grauhahnmädchen zu derselben Schule. Antje war ein Jahr älter als ich, ihre beiden großen Schwestern aber waren schon fünfzehn und siebzehn. Ich passte sie auf dem Weg zur Schule immer ab und schloss mich der ehrwürdigen Gruppe an. Die wollten mich Knirps aus der zweiten Klasse aber auch nicht gern haben, auch aus Imagegründen. Da gab es zwei oder drei Straßenecken, dort »kniffen sie mich ab«, das heißt, sie gingen nebeneinander und an den Ecken liefen sie so eng herum, dass ich zurückbleiben musste und den Verlust nur durch Hinterherrennen wieder aufholen konnte. Aber ich wollte doch mit den »Großen« ankommen.

1944 erschien bei uns in der Klasse ein Mädchen aus Berlin. Evelyn war etwa so groß wie ich und ich sah in ihr zunächst eine Möglichkeit, mich von Irmtrauds Schatten zu befreien. Sie war in Berlin ausgebombt worden und wohnte jetzt bei ihrer Tante, Frau Brekow, die das Optikergeschäft in Senftenberg hatte. Was sie erzählte, war etwas ganz anderes, als unsere gemütlichen »Alarmchen« mit Honigtee, Rittersagen und morgens einer Stunde schulfrei. In Berlin waren sie mit dem Kofferchen Notgepäck und einer Decke in den Keller geeilt, dann hatte der ganze Keller gewackelt, der Strom war ausgefallen und

es hatte unausgesetzt gewummert. Bei Entwarnung waren sie verschüttet. Nach einiger Zeit konnten sie raus – und oben gab es kein Haus mehr. Wir freundeten uns an und fuhren mit unseren Fahrrädern viel in der Umgebung von Senftenberg herum. Evelyn hatte außerdem einen süßen kleinen Spitz.

Dann kam der 20. Juli 1944. Wie fast täglich in diesem heißen Sommer fuhren wir, die Brüder und ich, nach Hohenbocka, einer gewässerten Glassandgrube, zwei Stationen mit dem Zug. Es war herrlich zum Schwimmen, das Wasser grün-klar und es gab einen Sprungturm. Wir mussten immer gegen sechs Uhr abends zum Zug. Auf dem Bahnhof sprachen die Menschen aufgeregt und mit Empörung über »das Attentat«. Mich traf diese Nachricht wie ein Schlag. Das war doch gar nicht möglich, dass jemand den »Führer« umbringen wollte! Zu Hause gab die Mutter kaum einen Kommentar ab und machte ein ernstes Gesicht. Wir Kinder waren der Zeit entsprechend kleine Nazis, aber da »nichts passiert war«, wich der Schock ziemlich schnell. Das war für uns Kinder ein Zwischenfall, der den Frieden in unserem Haus nicht direkt betraf.

Evelyn und ich fuhren, wie gesagt, viel mit unseren Rädern herum. Ein beliebtes Ziel war ein kleines Gasthaus auf dem Großkoschen – eine Anhöhe von einhundertsechundsiebzig Metern (!) über dem Meeresspiegel. Hinter dem Gasthaus lag mitten im Wald ein kleiner See. Die Gastwirtsfrau, eine rotbäckige, freundliche Lausitzerin, vermietete für fünfzig Pfennige Boote und wir ruderten auf diesem grünlichen Gewässer herum. Immer mit dem gleichen wunderschönen grüngestrichenen Boot und dabei träumten wir, wie alle Backfische träumen. Das waren wunderbare Stunden.

Auch in der Schule waren wir ein gutes Gespann. Dann ereignete sich allerdings ein unschöner Zwischenfall, der

uns beide zwar nicht direkt betraf, der uns aber trotzdem sehr berührte. Wir hatten ein Mädchen in der Klasse, Necki Gerlach, die für uns durchschnittliche Wesen eine unerreichte Ausnahmerecheinung war: klein und drahtig, fast knabenhaft. Alles an ihr erschien leicht – ob das im Sport war oder in Mathe. Sie war immer gut, ich würde sagen »fesch« angezogen und war schon eine kleine Dame, an der alles perfekt schien. Sie hatte eine wundervolle Lederschultasche, um die sie sehr beneidet wurde. Viele von uns versuchten ihre Art irgendwie nachzuahmen, aber – wie bei fast jeder Imitation – war das Ergebnis nicht sehr befriedigend. Als wir nach einer großen Pause wieder in die Klasse kamen, stieß Necki einen grässlichen Schrei aus. Auf ihrer Bank lag ihre wunderschöne Ledertasche und mit grellgelber Farbe war darauf geschmiert: »Christusmörderin«. Necki brach in Tränen aus und versuchte die noch nasse Farbe abzuwischen. Die Lehrerin fragte nach dem Schuldigen, aber niemand bekannte sich – wie es so ist. Dann suchte sie – und zwar mit der Nase – nach der Farbe. Und in der Tat, unter der Bank von Maria Klemm war die Farbe. Terpenteruch hatte sie verraten. Sie war gar nicht beliebt in der Klasse, weil sie petzte. Und sie war das genaue Gegenteil von Necki: plump und ungeschickt im Sport, roch immer ein bisschen nach Schweiß, hatte Pickel und fettiges Haar. Sie musste auf der Stelle zum Direktor. Was ihr dort gesagt wurde, hat niemand erfahren. Bei uns zu Hause wurde, jedenfalls vor uns Kindern, niemals über Juden gesprochen. Als ich die Geschichte mit dem »Christusmörder« meiner Mutter – mit dem fragenden Hintergrund: »Was hat das zu bedeuten?« – erzählte, wurde sie sehr ernst und meinte: »Christus wurde von den Römern *und* den Juden umgebracht. Das ist nahezu zweitausend Jahre her. Wie kann ein Kind, so alt wie du, Jesus ermordet haben?« Das war die gleiche Sache mit der

Erbsünde – eine persönliche Sünde für mich lehnte ich vehement ab. Was konnte ich dafür, dass Adam und Eva das Verbot mit dem Apfel übertreten hatten? In der Schule wurde der Vorfall mit der Tasche klein gehalten. Keiner sprach mehr darüber und andere Ereignisse überdeckten dieses unschöne Geschehnis. Wir mussten nämlich unsere Schule räumen, weil sie Lazarett wurde. Fortan wurden wir in der Volksschule I am Markt unterrichtet.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich noch an eine Situation bei Tisch, die sich in den Jahren zuvor einmal abgespielt hatte: Die Großmutter warf – wie um ein Gesprächsthema zu haben – den Satz hin: »Übrigens, der Dr. Jakobs ist weg.« Dr. Jakobs war ein jüdischer Zahnarzt, der in der Nachbarschaft meiner Großeltern eine sehr feine Zahnarztpraxis in seiner wunderschönen Villa betrieb. Die Mutter warf ihrer Schwiegermutter einen strengen Blick zu und erwiderte: »Dr. Jakobs und seine Familie sind nach Amerika ausgewandert.« Warum ein Zahnarzt mit einer gutgehenden Praxis – wie man so schön sagt – »in besten Verhältnissen« plötzlich nach Amerika auswanderte, blieb unbeantwortet. Schnell griff der Vater ein und lenkte das Gespräch in eine andere Richtung. Da saßen drei Kinder am Tisch und unsere zweite Haushaltshilfe war ein sogenanntes Pflichtjahrmädchen, die sich gegenüber Ruth, unsere langjährige Hilfe im Haushalt, die Mutters vollstes Vertrauen hatte, gebrüstet hatte, dass sie schon herauskriegen würde, »was die Doktors denken«. Gott sei Dank war sie nicht besonders klug – bei uns Kindern hieß sie nur »der Troll«.

In der Jungenschule, in die meine Brüder Claus und Jürgen gingen, unterrichtete ein einziger Studienrat, der schon zu alt war für die Front: Dr. Finsterbusch (unser Direktor hieß Furchtbar – lauter so eigentümliche Namen). Dieser Dr. Finsterbusch war Klassenlehrer von einem der beiden

Jungen. Bei den Schülern hieß er nur »der Piepser«. Wegen einer kleinen oder mittleren Untat einer meiner Brüder wurde die Mutter zum Klassenlehrer einbestellt. Sie erschien auch in der Schule – was tut eine Mutter nicht alles für das Fortkommen ihrer Brut – und fragte im Lehrerzimmer höflich und halb erwartungsvoll, halb gewappnet nach »Dr. Piepser«. Das war kein besonders guter Einstieg in ein pädagogisches Gespräch. Die Sekretärin unterstellte der Mutter Hohn und Spott für diesen alten Lehrer, dabei war sie doch nur ahnungslos und hatte vorher niemals den richtigen Namen gehört. Aber bald war ohnehin Schluss mit der Schule.

In den großen Ferien 1944 waren mein Bruder Claus und ich in Ruppertsgrün bei Tante Karin. Die Cousinen und Vettern konnten barfuß über Stoppeln laufen – so, als ob das gar nichts wäre. Ich übte lange, aber es tat trotzdem immer noch weh. Der Sommer 1944 war ausnehmend heiß. Einen Tag wurden wir zu viert nach Fraureuth geschickt. Wir hatten den Auftrag, Brotteig (für Brot für eine ganze Woche) in einer großen Wanne auf einem kleinen Leiterwagen zum Bäcker zu bringen. Es war ein schönes sauberes Küchentuch darüber gebreitet und wir machten uns auf den Weg. Es war so heiß, dass der Asphalt der Straße weich geworden war und sowohl unsere Füße wie auch die Räder des Wagens Spuren hinterließen. Bis nach Fraureuth waren es etwa fünf Kilometer und der Leiterwagen zog sich schwer auf dem breiigen Untergrund. Dann gab es natürlich Streit, denn jeder glaubte, der andere würde nicht genug schieben oder ziehen. Wir machten einen kurzen Halt im Schatten eines Baumes – aber welch großer Schrecken! Der Brotteig war im Begriff, über den Wannrand zu steigen, an den Seiten hing er schon darüber. Was tun? Nach kurzer Beratung kamen wir überein, dass wir den Teig »zusammenschlagen« mussten – wie wir es unzählige Male in der Küche gesehen

hatten. Zuerst versuchten wir es mit den Händen – ging aber nicht. Der Teig wich den Händen immer aus und schlug dicke Blasen. Es blieb nichts anderes übrig: Der Teig musste zusammengetreten werden. Wir breiteten das Küchentuch wieder darauf und stiegen dann mit den Füßen in den warmen, weichen, wabbligen Teig. Tatsächlich, der Teig wurde kleiner, aber das Küchentuch verschwand vollständig darin und unsere nicht sehr sauberen Füße hinterließen dunkle Spuren. Irgendwann war der Brotteig wieder in der Wanne und wir beeilten uns, zum Bäcker zu kommen, bevor sich der Teig erneut »dicke« machte. Wie der Bäcker dann mit dem Schlamassel fertig wurde, erfahren wir nicht. Wir jedenfalls schworen uns, dass niemand erfahren durfte, was wirklich passiert war.

Die Tage auf dem Lande laufen gleichförmig. Man spürt gar nicht, wie die Zeit vergeht. Das einzige, was mich wirklich störte, war die obligatorische morgendliche Milchsuppe; ich habe sie gehasst. Dabei gab es so gutes Brot ... Kurz bevor wir wieder nach Hause mussten, war das Dreschen dran. In meiner Erinnerung wurde ein Ungetüm von einer Dreschmaschine auf dem Hof aufgestellt, die über ein kompliziertes System von Treibriemen über Rollen von einem Motor im Stall angetrieben wurde. Dieser Aufbau machte einen ohrenbetäubenden Lärm und erzeugte unglaublich viel Staub. Aber schön war es, wenn die Erntewagen, von Pferden gezogen, hoch beladen mit Garben auf den Hof rollten und Garbe für Garbe in die Dreschmaschine eingefüttert wurde. Das war ein ganz wunderbares Gefühl des Einbringens und Bergens. Mich hat das ganz wundersam berührt. Selbst Onkel Achim, der sonst ziemlich viel fluchte, schien mir von diesem Gefühl ergriffen. Heute rollt ein Mähdrescher über die Felder – ich denke nicht, dass dabei ein Gefühl der Ehrfurcht und der Dankbarkeit aufkommen kann.

Nach den Ferien hatten wir nur noch einen oder anderthalb Monate Schule. Dann war Schluss – wegen ständigen Fliegeralarms. Und selbst die Mutter nahm diese Alarme wegen Tieffliegern ernst. »Bei Alarm bitte nicht auf die Straße«, hieß es. Wir trödelten so ohne Ziel herum und Evelyn und ich mussten uns gestehen, dass uns der straffe Rahmen der Schule fehlte. Das Wetter wurde schlechter, damit konnte man nicht mehr schwimmen und das Herumfahren mit den Rädern war auch nicht mehr so lustig. Es entstand ein Gefühl der Leere. Die Mutter versuchte zunächst mit Hilfe der Schulbücher den Unterricht auf eigene Faust fortzusetzen – aber wir Geschwister waren vom Alter her zu verschieden, so schief das »Schularbeiten machen« ziemlich bald ein.

Allein der Jungmädelsbund füllte diese Lücke. Wir führten Geländespiele durch und bastelten Spielzeug für das Winterhilfswerk. Ich hatte einen tollen Dackel ausgesägt, der auf vier Rädern lief und aus drei Teilen bestand, sodass er richtig schwänzelte. Auch wurden Puppen aus Strümpfen gemacht, denen die Mutter ein Gesicht stecken musste. Unterdessen wuchs auch unsere Bildung, denn es gab eine Leihbibliothek und ich verschlang etwa zwei bis drei Bücher pro Woche und abends las die Mutter vor bis zum Schlafengehen. Trotzdem blieb ein flaes Gefühl von »verlorener Zeit«.

Da erfand die Führung der Hitlerjugend die »Arbeitseinsätze« – gar nicht so dumm, um Kinder am Zügel zu halten. Claus wurde zum Ernteeinsatz für die Kartoffel- und Rübenernte in den Spreewald geschickt und war für etwa zehn Tage weg. Auch ich erhielt meinen »Einsatzbefehl«. Oh, was war ich glücklich, endlich konnte ich etwas tun! Mir wurde nicht gesagt, welcher Art dieser Einsatz war, aber es sei »kriegswichtig«. Hauptsache, man konnte sich nützlich machen. Mein Einsatz war auf dem Groß-

koschen in eben jenem Gasthaus, bei dem Evelyn und ich im Frühsommer auf dem kleinen See in dem wunderschönen grünen Ruderboot gerudert waren. Ich weiß nicht, was mir vorschwebte – aber ich war begeistert und voller Tatendrang und auf dem Weg zum Gasthaus trat ich in die Pedale, dass die Kette quietschte. Die Kastanien hatten schon ihre Blätter verloren und es roch herb nach dem nassen Laub auf der Straße, die dadurch ganz schön glitschig war. Das letzte Stück musste ich mein Fahrrad schieben, denn bergauf ging mir die Puste aus. Da sah ich schon das kleine Gasthaus in der grauen Herbstnässe. Der kleine See war schwärzlich und abweisend, das schöne Boot lag neben den anderen umgedreht am Rand – von der Sommerfröhlichkeit keine Spur mehr. Ich meldete mich bei der Gastwirtsfrau »zum Einsatz«. Ganz anders als im Sommer, drehte sie sich mürrisch und unfreundlich zu mir um und zeigte stumm auf einen großen Sack Kartoffeln, der mitten in der Gaststube stand. An den Tischen saßen ungefähr zwanzig alte graue Männer, denen Langeweile und Verdrossenheit aus den Poren zu strömen schienen. Sie musterten mich ohne Neugierde, aber auch ohne eine Reaktion. Einer bemerkte zu den anderen: »Ach, das ist doch die Kleine vom Doktor aus dem Krankenhaus.« Ich versuchte, die Stimmung zu meinen Gunsten zu wenden. Daher sagte ich wohl ein bisschen zu forsch: »Ja, und ich bin geschickt worden, um hier etwas Wichtiges zu machen.« – »Kartoffeln schälen sollste für uns, das ist alles.« Damit wandten sich die alten Männer wieder ihren Karten zu.

Die Gastwirtin kramte ein Besteckmesser aus der Küchenschublade. Auweia, Kartoffeln schälen – das hatte ich noch nie in meinem Leben gemacht! Sie stellte eine Riesenschüssel mit Wasser neben den Sack, drückte mir das stumpfe Messer in die Hand und nickte mir auffordernd